

# Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **22 (1954-1955)**

Heft 5

PDF erstellt am: **30.06.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## KLEINE RUNDSCHAU

### POSTUME BEGEGNUNG MIT DILTHEY

von Anni Carlsson

1911 starb Dilthey. Geboren wurde er 1833, zwei Jahre nach Hegels Tod. Der soeben von Herman Nohl aus dem Nachlaß herausgegebene Band «Die große Phantasiedichtung und andere Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte» (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 1954) mit Aufsätzen aus den Jahren 1860 bis 1895 «kommt», wie der Herausgeber betont, «in eine völlig veränderte Welt». In ihr steht auch diese späte Veröffentlichung anders da. Sie gewinnt eine Bedeutung, die sie früher nicht haben konnte. Denn der Abstand zum Damals läßt Diltheys geistige Individualität in einer Weise hervortreten und sich runden, wie das unter den Augen einer zeitgenössischen Mitwelt noch gar nicht möglich war. Die geschichtlichen Erschütterungen und Veränderungen der letzten Jahrzehnte, die immerfort sich umbildende Welt- und Selbsterkenntnis wirken an solcher Abrundung mit. Die postume Begegnung mit Dilthey wird so zu einem Prüfstein für die geistige Aktualität seiner Stoffbehandlung — zu einem Prüfstein aber auch für die Selbstkritik des Heute vor einem Großen von gestern.

Der erste Eindruck ist spontan: welch ein Deutsch schreibt Dilthey! Eine ebenso einfache wie bildsame Sprache, die noch in den verzweigtesten Gedankengängen anschaulich bleibt. Heute, wo Literaten und Intellektuelle einander an verstiegener Rhetorik überbieten, ist schon die Lektüre dieser Prosa ein erlesener Genuß. Man spürt hinter dem Geisteswissenschaftler und Psychologen von Rang, der Shakespeare, Voltaire, Alfieri, Balzac, Dickens betrachtet, eine «Natur» im vollen Sinn des Goethe-Wortes.

Dieses Buch macht die Armut der Gegenwart an großen Naturen fühlbar. Diltheys Sprache ist die Gußform einer organisch gliedernden Betrachtung. Darum verweilt seine Wesensschau immer wieder im Ansatz vergleichend bei dem Massiv der Hochgebirgslandschaft oder dem Ursprung der Stromquellen, um hernach fortzuschreiten zu den Gipfeln und Quellpunkten geistigen Wirkens.

Mit dem neunzehnten Jahrhundert steht Dilthey im Banne Hegels, im Banne neu erwachter Besinnung auf die Geschichte. Hegels Philosophie der Geschichte, seine Phänomenologie des Geistes, insbesondere seine Unterscheidung des Weltgeistes, des objektiven Geistes und der Volksgeister inspiriert Dilthey, aus der Vogelperspektive Gemälde der Zeitalter und der nationalen Kulturen, gerade im Hinblick auf die großen Blütezeiten abendländischer Dichtung, zu entwerfen. So erscheint die Figur eines Shakespeare, eines Calderon, eines Cervantes und Alfieri gleichsam eingewoben in den Gobelin der Epoche. Unzählige Linien strahlen im Genius zusammen, die ihn anknüpfen an das Leben seines Landes, seiner Zeit, der Nachbarländer und Nachbargenien, vor- und zurückweisend in nahe und ferne Zusammenhänge der Geschichte, um so «vergleichend», über die großen Individuen hinaus, «Grenzen und Charakter des in ihnen wirksamen objektiven Geistes sich abzeichnen zu lassen.

Diltheys Studien geben in erster Linie weiträumige Ueberschau, nicht Analyse; sind doch die meisten von ihnen dem breiten Publikum von «Westermanns Monatsheften» vorgelegt worden. Aber seine Darstellung der Geistesgeschichte ist nicht nur feinste plastische Reliefkunst, sie folgt auch in jedem Zuge einer ebenso eigentümlichen wie tiefschürfenden Wesensschau. So findet der Leser im Detail der geisteswissenschaftlichen Skizzen eine Fülle ästhetischer Erkenntnisse und Durchleuchtungen, die nur in weiterem Ausbau, in Ergänzung und Erprobung an konkretem dichterischem Material ihre eigentliche Fruchtbarkeit entfalten könnten. Immer wieder gibt Dilthey Abbreviaturen geistiger Vorgänge, die wie ein zusammengelegtes Netz erst auseinanderzufalten wären, um ihre ganze vielmaschige Verknüpfung zu ermessen.

Diltheys Betrachtung arbeitet mit fünf zentralen Kategorien: Geschichte — Leben — Individuation — Seele — Geist. Ihnen ist wesentlich, daß sie ebenso von innen her erfahren wie von außen beobachtet werden können. Auch läßt sich sagen: der Geschichtsprozeß ist das Ganze, in dem Leben, Individuation, Seele, Geist Teilmomente ausmachen. Jedes dieser Teilmomente hat noch einmal seine reiche eigenartige Problemfülle für sich. Dilthey macht die Strukturen des Gesamtbildes sichtbar; er schraffiert die Verbindungen und Verästelungen, die weitere Problemzentren in sich fassen. In dem mannigfaltigen historischen Gemälde umreißt er die schöpferischen Individualitäten, kennzeichnet ihre Eigenart mittels der psychologischen Analyse und betrachtet ihren Anteil an der gemeinsamen Kultur, am geistigen Leben und der Ausformung dieses Lebens in der Geschichte.

Wenn Dilthey als Anwalt der «Lebensphilosophie» gilt, so ist dies bei ihm keine graue Theorie. In jedem Satz seiner Studien spürt man den Schlag der Wünschelrute, die noch durch «der Gebilde losgebundene Reiche» hindurch an die Quellen selber rührt. Es ist das Leben am Grunde, seine unverblümete Regung, die Diltheys Blick sympathetisch anzieht, wenn er Geschichte und Kultur, Kunst, Literatur und Wissenschaft betrachtet. Und *weil* dem so ist, geht von diesen Studien mehr aus als bloße geisteswissenschaftliche Belehrung; ihre Art der Schau ist ein Urphänomen, eine Einweihung aus erster Hand, die den Leser wesentlich bereichert. Ein Satz aus «Shakespeare und seine Zeitgenossen» kennzeichnet Diltheys geniale Anschauungskraft und könnte dem ganzen Buch als Motto dienen: «Jeder neue Tiefblick in die Kräfte des Lebens ist unermesslich fruchtbar, und seine Konsequenzen erstrecken sich auf alle Gebiete desselben.» Die Fähigkeit, in die Tiefe hinabzublicken, zu den geschichtlichen Kräften und ihrem Antagonismus der Leidenschaften durchzudringen, setzt eine von vielfältigen Lebensspannungen erfüllte eigene Tiefe voraus. Die innere Erfahrung scheint bei Dilthey immer durch, etwa wenn er sagt: «Jeder erfährt an seinem eigenen Schicksal, wie wenig wir Denkapparaten gleichen. So steht auch bei jedem Wechsel geistigen Lebens der ganze Mensch hinter dem, was geschieht. Er ist immer da mit seiner Imagination, seinen Affekten und seinen Torheiten. Seine Natur ist immer im Begriff, hervorzubrechen und jedes gedankliche Gebäude, jedes Ordnungssystem niederzuwerfen, das er eine Zeit hindurch bewohnt hat.» Das ist Korrektur am Hegelschen Rationalismus, wie denn überhaupt die großartige Feststellung Diltheys: «Die Menschennatur selber offenbart sich nach ihrer *Inhaltlichkeit* (von mir gesperrt) in den großen Wendungen der Geschichte. Denn die Geschichte allein zeigt, was der Mensch sei» — in Philosophie und Geisteswissenschaften Epoche gemacht und der Forschung einen Weg gewiesen hat, der sich unter anderem noch bis in die Untersuchungen einer «materialen» Wertethik von Max Scheler und Nicolai Hartmann verfolgen läßt.

«Lebensdichtung», gebunden an die «Lebensordnungen» ihrer Epoche, deren «Lebensauffassung» und «Lebensprobleme» widerspiegelnd, ist immer «von einem geschichtlichen Bewußtseinsvorgang getragen». Von diesem erhält die Dichtung die zeitgenössische «Struktur des Lebens», die das «Verhältnis von Charakter und Schicksal» aus dem geschichtlichen Augenblick bestimmt. Damit ist für die Dichtung das Problem der Individuation gestellt.

Wenn Dilthey Shakespeare als den «Seher der Individuation» feiert und wenn er das weiter ausführt: «Sonach liegt das neue Sehen, das in ihm auftritt, die Erweiterung des Einblicks in die geistige Welt, deren Organ er war, in dem Sinn für die Abstufung der Individualitäten», so hat er mit diesen Worten auch sich selbst gezeichnet. Hegel prägte den lapidaren Satz: «Das Individuum der Geschichte ist der Weltgeist.» Dilthey lehrte die Geisteswissenschaften «das neue Sehen» für den Gestaltenreichtum dieses Proteus, für die geschichtlich gewachsene Individuation der Nationen, Zeitalter und Kulturen und für die aus ihrer Mitte hervorragenden großen Individuen in der Abstufung ihrer Bedeutung. Auch das Kunstwerk erschließt sich neu unter solchem Aspekt. «So ist jedes große Werk eine Welt für sich. Die Individuation in ihm ist von dem inneren Mittelpunkte des Werkes aus vollzogen. Da aber die Reihe der Werke eines großen Dichters eine Entwicklung ausmachen, so besteht in bezug auf die Individuen, welche in ihnen auftreten, eine innere Verwandtschaft. Sie gehören einer Familie an. Ein bestimmter Umkreis von typischen Personen macht diese Familie aus, und sie haben untereinander als Geschöpfe derselben Dichterphantasie eine Familienähnlichkeit.» Aus diesen wenigen Sätzen ließe sich wie aus einer Nußschale Stoff für eine ganze Theorie hervorziehen, die Werke der epischen und dramatischen Dichtung neu zu sehen — ein Gedankenreichtum, der bei Dilthey auf Schritt und Tritt begegnet. Weiterhin wird dann auch die einzelne Dichtung grundsätzlich im Koordinatensystem der Geschichte lokalisiert, nämlich so, «daß die Darstellung der Individuation immer subjektiv und zwar persönlich, national und in geschichtlicher Abfolge bedingt ist. Die großen Epochen in der Geschichte der Poesie von Europa sind zugleich Abschnitte in der dichterischen Auffassung von der Individuation der allgemeinen Menschennatur.»

Hier schließt Dilthey wieder an Hegel an, sowohl was die dreigestufte Bedingtheit der Dichtung anlangt als auch in der Auslegung, daß hinter aller Individuation noch das Abstraktum «der allgemeinen Menschennatur» stehe. Die großen Epochen, die «Abschnitte» in der Geschichte der Poesie, verkörpern so gewissermaßen dichterische Individuationen zweiten Grades, in welchen die subjektiven Schöpfungen der einzelnen Dichter zur Gestalt des objektiven Geistes zusammentreten.

Der Schlüssel zur Dichtung ist für Dilthey die «psychologische Analyse» des Dichters und seiner Zeit. In den letzten Jahrzehnten ist die «Welt für sich», welche jede geistige Schöpfung darstellt, mehr als eine eigengesetzliche, von ihrem Schöpfer abgelöste Gestalt erkannt worden. Im Gegensatz zum lebenden Geist ist ihr gemeinsames Merkmal die Seinsweise des «objektivierten Geistes», wie Nicolai Hartmann in Ergänzung der Hegelschen Entdeckung des objektiven Geistes den in ein andersartiges Material hineingeformten geistigen Gehalt definiert hat. So tritt heute in steigendem Maße neben die Literaturgeschichte die Literaturwissenschaft als Wissenschaft von der dichterischen Form. Für sie ist der Schlüssel zum Erfassen der Dichtung im Werk selbst verborgen. Denn die *Biographie* des Dichters mit allen Einzelheiten seiner subjektiven Artung bleibt außerhalb der Dichtung; sie vermag nicht zu zeigen, nach welchem Gesetz der poetische Organismus sich herangebildet hat, wie

das Werk «gemacht» ist. Weil das Geheimnis der Dichtung die Genesis der Form ist, setzt die Analyse heute an der Sprachgestalt an; sie ist Werkanalyse und als solche eine Archäologie besonderer Art. Sie tastet sich auf Wegen vorwärts, die im Maße ihres Eindringens nach innen zu kenntlich werden, und, streng genommen, bekommt die Untersuchung die Dichtung überhaupt nur dort zu fassen, wo am Bau der Sprache, an der poetischen Gliederung, an Rhythmus und Bildgebärde, kurz: an der geprägten Form abgelesen wird, was das Wesen am Grunde erhellt. Dichtung ist Filtrierung und verwandelnde Gestaltung des Stoffes; ihr sublimes Wesen ist die entstofflichende Kraft der Gestaltung, welche die Figuration des Ganzen durchatmet. Es gilt, diese Figuration so zu durchleuchten, daß die Wesensatmung spürbar und intakt bleibt. Das biographische Element: Leben, Individualität, Charakter, Schicksal des Dichters sowie der mittelbare stoffliche Anteil von Zeit, Welt und Geschichte fallen für eine Dichtung nur ins Gewicht, sofern sie in ihre Gestalt eingegangen und als Gestaltelemente an dieser selbst aufweisbar sind.

Wir finden in jeder Dichtung eine Hieroglyphe, die mehr zu offenbaren vermag, als ihr Schöpfer weiß. Der Gehalt einer Dichtung deckt sich nur zum Teil mit der absichtsvollen Darstellung des Dichters; darüber hinaus umschließt das Werk viel unbewußte Gestaltung. Darum genügt es heute nicht, eine Dichtung nur so zu betrachten, wie der Dichter es vorschreibt oder aus seinem Werk nur das herauszulesen, was seinen Absichten gemäß ist. Selbst die Anweisung des Dichters kann dem Betrachter letztlich nicht Führer sein. Er muß ins Tiefere, Namenlose hinabdringen, in jene terra incognita ersten Keimens, die Bewußtes und Unbewußtes, Geplantes und unwillkürlich Wachsendes, individuelle und typische Form noch ungeschieden umschließt. Diltheys Studien dieses Bandes sind noch unerschüttert von jenen «Tiefblicken», mit denen Nietzsche, Freud, Dostojewski unsere Kenntnis der menschlichen Natur revolutioniert haben. Um zu zeigen, wie die Sichtweise seit Dilthey sich vertieft hat, sei etwa angeknüpft an jene von ihm geschilderte «italische Aufführung, wie man die Bühne auf dem Markt in drei Stockwerken aufbaute. Da war oben, prächtig geziert, der Himmel mit Engeln, Heiligen und Orgelspiel zu schauen; das mittlere bezeichnete die Erde; im unteren war der Schauplatz für die Taten des Teufels und seiner Gesellen.»

Dilthey und mit ihm die Literaturwissenschaft bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein blieb bei der Betrachtung der Figuren stehen. Und wenn es eine «psychologische Analyse» gab, dann galt sie den dargestellten Charakteren oder dem Dichter. Heute wird man sich nicht mit dieser Alternative begnügen, sondern vor einer Dichtung und ihren Figuren die Frage erheben: *was* ist hier Gestalt geworden über Wissen und Absicht des Dichters hinaus, was bedient sich dieses besonderen schöpferischen Mediums, um sich zu offenbaren? Damit sind auch die Mächte in den Blick gerückt, die überpersönlich an der Individualität des Dichters formen, wie etwa Leben, Umwelt, Geschichte, Zeitgeist, deren Vorhandensein und kollektiven Formungsprozeß die Dichtung mitgestaltet; es sind aber auch die kollektiven psychischen Kräfte und Formen diesseits der Individualität in die Frage einbezogen, die Archetypen und vorgeformten Symbole des Seelenlebens, welche die Dichtung als Formung zweiten Grades schon aus einem unteren Reich empfängt und übernimmt. — Blickt man mit der Frage: *was* ist hier Gestalt geworden, auf die von Dilthey geschilderte dreistöckige Bühne, so ist die Raumstruktur mythischer Weltanschauung nicht die letzte Antwort. Vielmehr wird noch eine tiefere Schicht aufweisbar, in der dieses mythische Weltbild sich zu formieren scheint als großartige Analogie der «dreistöckigen» Menschennatur mit ihrer geistigen



Höhe, ihrer irdischen Aktionsmitte und der Tiefe der Triebdämonen. Damit erweitert und kompliziert sich — gar nicht nur im psychologischen Sinn — die Frage nach der dichterischen Verknüpfung von Erlebnis- und Symbolstrukturen, die ihrerseits viele Teil- und Unterfragen nach sich zieht.

Daß bereits Diltheys «psychologische Analyse» Kategorien des Seelenlebens ganz neu durchleuchtet hat, die auch an der dichterischen Objektivation noch faßbar werden und zu einem neuen Verständnis ihrer Form Entscheidendes beitragen, zeigt seine Analyse der «Einbildungskraft». Gegenüber der populären Auffassung, daß die Phantasie des Dichters aus dem Nichts «erfinde», betont Dilthey: «Unter Phantasie ist selbstverständlich nicht eine besondere seelische Kraft zu verstehen. Unsere Wahrnehmungen unterliegen bei ihrem Wiederauftreten unter den Bedingungen des seelischen Zusammenhangs beständig zarteren oder stärkeren Veränderungen; jedes Erlebnis, jeder Geschichtsverlauf unterliegt in immer wachsendem Grade dieser Veränderlichkeit. So wirken Bildungsprozesse dauernd von dem erworbenen Zusammenhang des Seelenlebens aus; in stimmungsvoller Erinnerung, in den Leidenschaften, in sehnsüchtigen oder ängstlichen Bildern der Zukunft ist unser Gefühls- und Triebleben wirksam an ihnen. Unwillkürlich und willentlich arbeiten sie dann in Sage, Mythos, Religiosität und Kunst. Und so ist künstlerische Phantasie nur der Inbegriff dieser Vorgänge in einer geistigen Organisation, in der sie eine besondere Energie gewonnen haben; und zwar von der Energie der Bilder und Erlebnisse, von der bildlichen und gefühlsmäßigen Stärke ihrer Reproduktion, gleichsam von der Modulation in ihrer gefühlsmäßigen Umformung ab bis zu der selbsttätigen Energie, welche eine erhöhte Wirklichkeit hervorbringt, die über den Bereich der Realitäten sich ausspannt als ein zweites Reich der künstlerischen Gebilde.»

Die Analyse der Einbildungskraft hat für die Literaturwissenschaft zentrale Bedeutung, denn diese Kraft wird nur an ihrer Schöpfung, der Einbildung, greifbar; die Funktion des Dichters ist hier zugleich Funktion der Dichtung. Der ganze vielfältige Prozeß, der unter dem Namen «Phantasie» geht, läßt sich darum an den Vorstellungsgebilden, zu denen er sich verdichtet, ablesen; sie objektivieren die inneren Vorgänge, das Wiederbilden und Verwandeln, das Schichten und Ueberformen, das Aufnehmen und Ablagern, zu Komponenten der poetischen Vision. Mit genialem «Tiefblick» weiß Dilthey freizulegen, was für die Erkenntnis des Seelenlebens und für das Erfassen von Dichtung grundsätzlich bedeutungsvoll ist: Phantasie ist nicht spielende Willkür; Phantasie ist das mannigfache Flechtwerk eines seelisch-geistigen Kausalzusammenhanges, der nach *eigenen*, noch weitgehend unerforschten Gesetzen arbeitet.

Dem zusammengesetzten Charakter der geistigen Schöpfung entsprechend, fordert Dilthey in einem der interessantesten Stücke des Bandes: «Charles Dickens und das Genie des erzählenden Dichters» «ein zusammengesetztes Verfahren für die wissenschaftliche Analyse eines Dichters, seiner Werke und seiner Stellung in der Literatur». Dieses muß einmal die im Dichter «wirkende Phantasietätigkeit in ihren individuellen Zügen studieren» — in den Briefen und Tagebüchern von Dickens, empfiehlt Dilthey, muß sodann «die Lage der Kultur und Literatur, die ihn bedingte, ihm seinen Stoff an Menschen und Begebenheiten, seine Aufgabe gab», untersuchen —, und muß drittens «seine Technik, den Kreis seiner Charaktere, die besondere Art von Verbindung derselben zu einem Bilde der Welt, die in dem Tiefsten seines Wesens gegründet ist, zu klären unternehmen».

Die Kunst des Erzählens erreicht erst dann ihre höchste Stufe, wenn sie in der Wiedergabe einer «Geschichte» das Geschichtliche berührt, wenn sie das zeitlich Entscheidende im Rahmen des Zeitlosen erfaßt und in ihr die Gesamtheit menschlichen Geschehens fühlbar wird. — Andererseits wird die Historie nur ganz der Geschichte gerecht, wenn in ihr das menschlich Erlebte als Hintergrund der kausal verknüpften Tatsachen erscheint.

Bei Carl J. Burckhardt treffen sich sowohl die Kunst des Erzählens wie der Sinn für die Geschichte; denn es gibt kaum eine «Geschichte», die er erzählt, in der nicht der große Raum ihrer Zeit sich öffnet, wie er andererseits in seinen historischen Schriften wie in dem kleinen Bande der vorliegenden Historischen Betrachtungen eine Epoche insbesondere durch die Schilderung jener Menschen lebendig werden läßt, in deren Denken, Wollen und Handeln die Lebensströmungen einer Zeit zusammenfließen.

Die erste der «Vier Historischen Betrachtungen» handelt von «*Calvin und der Theokratischen Staatsform*». Das mächtigste Spannungsverhältnis menschlichen Lebens tritt in ihr in Erscheinung: jenes zwischen geschichtlichen und übergeschichtlichen Mächten, jenes zwischen Zeit und Ewigkeit. Verankert in der Heiligen Schrift als einer absoluten Grundlage des Lebens ist der Reformator in der Ausführung seiner Absichten zugleich bedingt durch seine eigene Zeit und deren Umstände. Calvin war Lateiner und Legist und stammte wohl auch seiner Vorstellungen gemäß aus dem schon damals national geeinigten Frankreich. Sein Blick aber reichte über sein Jahrhundert hinaus, wenn er in einer festen Ordnung der Gemeinschaft im Sinne einer internationalen und unabhängigen Civitas nur den wahren überirdischen Wert der gläubigen Person zu wahren versuchte. Seine Absicht — die unser Verfasser von späteren Mißdeutungen zu befreien sucht — führte ihn dahin, aus dem Bereiche des Geistigen eine feste Ordnung in dieser Welt zu setzen.

Sully dagegen schuf sie durch politische Erfahrung auf einem begrenzten Raum. In kurzer Zeit führte er als Vertrauensmann Heinrich IV. Frankreich aus dem Bankrott heraus, um dann später aber, als er nach des Königs Tode zurückgezogen lebte, «in sich selbst die größte Kraft seiner Epoche zu überwinden, ... den jungen, zukunftssträchtigen Nationalismus». Welche inneren und äußeren Voraussetzungen ihn zum Ausreifen des Planes einer übernationalen europäischen Gemeinschaft führten, dies wird im zweiten Aufsatz über «*Sullys Plan einer Europaordnung*» in einem einzelnen Menschen erlebt, der seine Zeit bestimmte und sie zugleich durch seine geistige Kraft überlebte.

Inbegriff einer Zeit, ja eines «Zeitalters» — doch in einem andern Sinne —, ist Ludwig XIV. In einer noch gemesseneren Knappheit der Sprache erleben wir in der «Betrachtung» über «*Ludwig XIV. und die Kaiserkrone*», was historische Dramatik ist, diesen Weg zum Höhepunkt und zugleich zum Niedergang einer historischen Entwicklung, der in der gewaltsamen Besetzung Straßburgs versinnbildlicht wird, in jener Handlung, in der Anmaßung zu äußerem Versagen führte. — Ludwig XIV. aber erscheint in seinem Trachten nach der Kaiserkrone als dem Symbol der politischen Einheit der Christenheit nur als der Träger einer Rolle, die er in ihrem ursprünglichen Sinne nicht mehr verstand, so gut wie ja die Nachahmung nie das einmalig Erlebte erreicht und der «Herrscher» zurückbleibt hinter dem wirklich «Souveränen», den Cäsar durch seine überlegene geistige Hoheit verkörperte. Erst in den letzten Jahren seines Lebens, als das «Hochgefühl der gloire» längst in ihm erloschen

<sup>1</sup> Manesse Verlag, Zürich.

war, erreichte Ludwig XIV. in hartem Selbstabtöten jene späte einsame Souveränität, in der er als der barocke König erscheint. «Ludwig XIV. aber ist kein Cäsar, er ist ein König, er ist kein Beginner, er ist ein verschwenderischer Erbe und ein später Vollender zugleich» (S. 73). In diesen Worten drückt sich das Paradoxe des geschichtlichen Lebens aus, das in der Kontinuität des Geschehens eine Wiederholung nicht erlaubt.

Das Streben nach politischer Einheit schließt aber bereits in sich den Kern der Auflösung, wenn die Macht und der Wille zum Besitz seine treibenden Elemente sind. Daß es viel eher die kleinen Gemeinschaften sind, in denen ein geistiges Erbe als ein dauernder Besitz bewahrt wird, dies soll im vierten Essay über «*Städtegeist*» beleuchtet werden. Ausgehend von dem als geistige Einheit in seiner Sicherheit des Maßes und Stiles immer wieder neu auferstehenden Athen führt er uns zu einer begrifflichen Umschreibung von dem, was Kultur ist, um dann dieselbe am Aufkommen und Bestehen von europäischen Städtegemeinschaften des Mittelalters und der Neuzeit zu beleuchten.

Kultur, dieses nie mehr als in unserer Zeit genannte Wort, in der uns die Gefahr ihres Verlustes bedroht, sei es durch eine innerliche Vergröberung und Verhäßlichung wie durch eine von außen her drohende Barbarei, erfährt in keiner andern Weise eine entsprechendere Untersuchung als in einer Studie wie dieser, welche die Ursachen und Voraussetzungen einer höheren durch Sinn, Maß und Schönheit befestigten, durch geistige Tiefe und Klarheit erhellten Lebensform ergründet.

Dem schriftstellerischen Werk von Carl J. Burckhardt, in dem immer wieder derselbe Gedanke neu in Erscheinung tritt vom Bewahren, Verlieren und Verfälschen des «Besitzes» — sei es in der Form der Novelle wie in der «Höhle», sei es in den vorliegenden historischen Betrachtungen, kommt deshalb selbst eine kulturbringende Bedeutung zu, als es in einem Zeitalter der Entwertung den Sinn für Wertunterschiede schafft.

Schon oft ist auf das schriftstellerische «Können» unseres Verfassers hingewiesen worden. Es sollte aber hervorgehoben werden, daß es nicht eine virtuose Fähigkeit, sondern nur ein entsprechendes Mittel einer Geistes- und Lebenshaltung ist. Der Satz ist das Bild des Gedankens, sein Rhythmus Ausdruck jenes «Taktgefühls», das der «Bildung» als einer Lebensgewohnheit entspricht. Gemeint ist jene Bildung, die verankert ist im Bewußtsein von Unterschieden zwischen Wahr und Falsch, zwischen kostbar und billig, zwischen dem Endgültigen und dem Zufälligen; denn in ihr ist das Einzelne nur Gegenstand einer Gesamtvision des Lebens. In ihr werden die Voraussetzungen zur Meisterschaft erfüllt; denn sie fließt aus jener Substanz, die der Zeit standhält.

*Heidi Marie-Louise Vollenweider*

## DIE KIPPENBERGS

### Ein Leben im Dienst des Geistes

Zu dem, was wir Blütepoche der Dichtung nennen, gehört nicht nur das Dasein außerordentlicher schöpferischer Geister, denen es gegeben ist, das lösende Wort auszusprechen, so daß sie wie etwa Goethe im «*Werther*» oder Hofmannsthal im «*Tor und Tod*» für eine ganze Generation sprechen; es gehören dazu vielmehr auch Menschen, die die Werke der Dichter aufnehmen



und, ins Buch verwandelt, dem Leser darbieten. In unserer klassischen Epoche haben Göschen, Cotta und Perthes und in der Schweiz Orell Füßli diese Aufgabe mit Geschick und Verantwortungsbewußtsein durchgeführt. Für die Blüteepoche der deutschen Dichtung zwischen 1890 und 1930 übernahmen in Deutschland Männer wie S. Fischer und Anton Kippenberg, um nur die wichtigsten zu nennen, diese Aufgabe. Zum Ruhme S. Fischers haben sich bei seinem Tode die Stimmen der Besten erhoben. Ein Gleiches geschah 1924 bei Anton Kippenbergs 50. Geburtstag in der hervorragenden Festschrift «Navigare necesse est», und 1950 bei seinem Tode. Mit Recht hat ihn damals ein Schweizer, Henry Tschudy, einen «Verleger-König» genannt. Aber wenn alle diese zum Ruhm des Menschen gesprochenen und geschriebenen Worte längst vergangen sein werden, wird das Werk dieses Mannes, der Insel-Verlag, weiterleben. Was der Insel-Verlag seit seiner Gründung im Jahre 1902 bis auf diesen Tag für das deutsche und, wir müssen es mit Nachdruck aussprechen, für das abendländische Geistesleben bedeutete, ist heute noch kaum zu ermessen. In diesem Verlag erschienen nicht nur die Werke der wichtigsten lebenden Autoren dieser Epoche, hier wurde auch die Ueberlieferung auf eine Weise gepflegt, die, allem musealen Kult fern, dem Leben diente. Die Art, wie hier die Lebenden neben den großen Toten standen, erscheint uns ebenso wunderbar wie die Art, die neben das kostbare und bibliophile Buch das Volksbuch, die wohlfeilen Reihen, vor allem die Inselbücherei stellt.

Wer aber vom Insel-Verlag spricht und von der Wirkung, die von ihm auf das gesamte Geistesleben ausging, der darf nicht nur von Anton Kippenberg, dem Leiter des Verlages (seit 1905) sprechen, sondern muß mit gleichem Nachdruck und mit gleicher Liebe an Katharina Kippenberg, die Gattin, erinnern. Denn dies ist das andere Wunder dieses Hauses, daß hier zwei Menschen, Gatte und Gattin, sich zu einer Gemeinschaft zusammenfanden, die nicht nur dem Leben, und welch vorbildlichem und verpflichtendem Leben, sondern ebensosehr dem Verlag galt.

Schon vor dem Ersten Weltkrieg, vor allem aber zwischen den beiden Kriegen, galt «die Insel», wie man allgemein sagte, ohne dabei immer an den symbolischen Charakter dieser Benennung zu denken, für viele schreibende Menschen, vor allem unter den Jüngeren, als das große Ziel ihres Lebens. In der «Insel» ein Buch zu verlegen, war die Sehnsucht aller Ernststrebenden. Dann und wann einen Besuch im Verlag oder im gastlichen Privathaus des Ehepaares in der Richterstraße in Leipzig machen zu dürfen, war ein Erlebnis, das lange in denen nachlebte, denen dies Glück widerfuhr. Ich erinnere mich solcher Besuche und des unvergeßlichen Zaubers, der vor allem von Katharina Kippenberg ausging. Die Gegenwart des Geistes der großen Zeitgenossen berührte sich mit der Gegenwart der geistigen Vergangenheit, die dem Gast vor allem im Haus in der Richterstraße durch Anton Kippenbergs einzigartige Goethe-Sammlung entgegentrat. Beglückend war es, zu beobachten, wie sich das Ehepaar ergänzte. Katharina Kippenberg war eine sehr sensible, aber auch sehr kluge Frau; ein fein ausgebildetes Gefühl traf sich mit einem klar unterscheidenden Kunstverstand, Fähigkeiten, die das Gespräch mit ihr zum kleinen Fest werden ließen, die sie aber auch instandsetzten, aus dem Schrifttum, das ihr angeboten wurde, das herauszufinden, was echt und gültig, was dem Verlag gemäß war. Die Auswahl war streng. Auch hier gab es freilich dann und wann eine Enttäuschung, auch hier waren Krisen zu überwinden, aber im ganzen blieb die Entwicklung kontinuierlich und rein.

Anton Kippenberg war nicht minder klug und aufgeschlossen für die Werte des Geistes und der Kunst. Schon sein Verhältnis zu Welt und Werk Goethes

müßte das bezeugen. Aber er verband mit dieser Offenheit für den Geist die praktischen Fähigkeiten, die außerordentliche Begabung des Großkaufmanns. Ich wüßte niemanden, der diese glückhafte Vereinigung präziser umschrieben hätte als Karl Scheffler in der Festschrift zu Anton Kippenbergs 50. Geburtstag? «Ein Kaufmann großen Stils, der ein Vertreter des Geistes ist, der es nicht nur als Liebhaber nach Feierabend ist, sondern im Berufe selbst, ein Großkaufmann, der mit dem Geist handelt, ihn dabei aber nicht herabwürdigt, sondern das Kommerzielle zum Organ des individuellen Willens macht: eine solche Erscheinung ist im Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts ein kleines Wunder!»

Diese beiden so gearteten Menschen hatten sich im Insel-Verlag ein Lebenswerk geschaffen, das wir, wenn das zu sagen erlaubt ist, als eine Art geistiges Lebensbildnis betrachten dürfen, denn die Art, wie hier das große geistige Erbe des Abendlandes mit den höchsten Werten der Gegenwart vereinigt ist, kann nicht anders denn als aus dem innersten Wesen dieses Ehepaares kommend verstanden werden. Hier waltete eine Geistigkeit vor, die, fern aller unfruchtbaren Intellektualität, sich mit einer hohen Herzensbildung verband, die damals schon selten, heute fast verschollen und im Verlagsleben nirgendwo mehr zu entdecken ist.

Es schien durch Jahrzehnte hin, als stehe über diesem Hause ein besonderer Stern, als walte über ihm eine besondere Gnade. Gewiß hatten diese Menschen auch ihre Sorgen und Nöte, ihre Widerstände und Schwierigkeiten zu überwinden. Aber sie wurden, ohne Kompromisse zu schließen und die Reinheit des Werkes zu gefährden, überwunden. Als aber der Zweite Weltkrieg ausbrach, schien dieser Stern unterzugehen; es kamen schwere menschliche Heimsuchungen, die ihren Höhepunkt erreichten, als sowohl das Insel-Haus in der Kurzen Straße in Leipzig als auch das Haus in der Richterstraße durch Luftangriffe in Schutt und Asche sanken. Vom Insel-Haus blieb das Eingangsportal stehen mit der Inschrift: «In Deo spes mea», die Kippenberg einst bei seinem Einzug begrüßt hatte und die zugleich der Wappenspruch seiner Frau war.

Bald nach dem Kriegsende, im Jahre 1947, starb Katharina Kippenberg; der Gatte folgte ihr drei Jahre später nach.

Wir möchten in diesem Hingang der Häuser und der Menschen auch ein Symbol dafür sehen, daß eine Epoche zu Ende ging. Der Insel-Verlag, der in gewissem Sinne das große Erbe des Cotta-Verlages aus der Zeit unserer Klassik übernommen hatte, trat mit dem Tod Anton Kippenbergs in ein neues Stadium seines Lebens ein, von dem wir heute noch nicht sagen können, wie es sich entfalten wird. Die Ära Kippenberg jedenfalls war ein Höhepunkt des deutschen Verlagslebens, wie er nicht so bald wiederkehren wird.

Nach dem Tode von Katharina und Anton Kippenberg sind zwei Bücher erschienen, die uns zu sagen vermögen, wer diese beide Menschen waren, wenn sie auch den unmittelbaren Zauber, der von ihnen ausging und der ihre Größe mitbestimmte, naturgemäß nicht in seiner ganzen Reinheit wiederzugeben vermögen. Hans Carossa, der Freund des Ehepaares und der Autor des Verlages, hat zu dem Band, der Katharina Kippenbergs «Kleine Schriften» (Insel-Verlag, 139 Seiten) enthält, eine Einführung geschrieben, in der er mit der ihm gemäßen Zartheit das Bild der Frau hinzeichnet, das aus den einzelnen Abhandlungen und Erzählungen und einem Gedicht uns entgegentritt. Da sind zunächst die Aufsätze, die mit dem Namen Rilkes verknüpft sind. Der eine, die Totenklage auf Rilke wiedergebend, die wir aus dem Inselfschiff kennen, die andere «Erinnerungen an Rainer Maria Rilke in Paris» festhaltend. Wer diese Stücke liest und zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der erlebt erneut, wie

nahe diese Frau Rilke und seinem Werke stand. Es war deshalb nicht erstaunlich, daß sie dem Werk dieses Dichters zwei Bände widmete, eine Biographie und eine Deutung der «Duineser Elegien» und der «Sonette an Orpheus». In- dessen ist Katharina Kippenberg nicht, wie so viele Frauen, dem Dichter der- gestalt verfallen, daß sie ihr eigenes geistiges Selbst aufgegeben hätte. Gewiß hat sie von ihm gelernt, und sie wäre wahrscheinlich ohne die Begegnung mit ihm nicht das geworden, was sie war, aber sie hat ihre eigene Sprache und das heißt ihr eigenes Selbst bewahrt; das zeigen die Erzählungen «Der Dichter und die Vögel» und «Der Nachtigallengrund», das zeigt auch das Gedicht «Die Ost- bude», das in seiner schlicht-einfachen Weise an Tiefes in der Menschenseele rührt. Als ein besonderes Stück in dieser Sammlung verdient jene Prosa er- wähnt zu werden, die den Titel «Die Anrede» führt und das Festbuch für den Gatten einleitete. Wie ernst es Katharina Kippenberg mit dem Schreiben nahm, deutet ein Brief an, den sie am 24. Februar 1924 an Rilke richtete und dem sie diese Prosa beilegte, damit Rilke entscheide, ob die Arbeit würdig sei, neben die Beiträge der Großen zu treten. «Ich muß sagen, die Anwesenheit von Rilke und Hofmannsthal in demselben Bande, wenn auch durch so und so viel mi- nores spiriti, Ueberschriften und leere Blätter getrennt, jagt mir solches Gru- seln ein, daß ich ganz blaß werde, wie wenn ein gänzlich obskurer Klavier- spieler an demselben Abend wie etwa Mozart auftreten sollte — ich muß lachen, aber ich möchte nicht belächelt werden, und so werden Sie mir schrei- ben, ob —»

Diese «Anrede» nun gibt eine Art Charakterbild Anton Kippenbergs als Ver- leger, so wie die Gattin ihn sah. Kippenberg war keine einfache Natur, schon die Komponente des Geistigen und des Kommerziellen gab seinem Wesen eine Besonderheit. Seine Geistigkeit selbst, in weitem Maße sich immer wieder an der Welt Goethes orientierend, griff auch in weitere Bereiche des Geisteslebens aus, so daß auch für ihn Dichter wie Rainer Maria Rilke und Hans Carossa, vor allem aber die Flamen und darunter wiederum Felix Timmermanns beson- ders wichtig wurden. Was in diesen «Reden und Schriften» von Anton Kippen- berg (Insel-Verlag, 319 S.) ausgewählt ist, umfaßt Prosastücke, die als Gruß- und Gedenkblätter an Freunde gerichtet wurden, während andere Erinnerun- gen an das eigene Leben festhalten, vor allem an die Lehr- und Wanderjahre des jungen Verlegers. Große Vorbilder wie Friedrich Perthes und Georg Joa- chim Göschen werden gefeiert, von Liebhabereien und Funden, die der Samm- lung eingereicht wurden, wird berichtet. Die Krönung des Buches aber scheinen mir die Aufsätze und Reden über Goethe und seine Welt darzustellen. Unter ihnen findet sich eine so gründliche Studie wie die über «Die Hypsistariet», jene Sekte aus dem späten dritten und vierten nachchristlichen Jahrhundert, die einem Glauben huldigte, von dem Goethe sagte, daß er ihn hätte an- nehmen können. «Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypsistariet, welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren und, insofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältnis stehen müsse, anzubeten.» Mit großer Sorgfalt geht Kippenberg in seiner Studie den schwer erkennbaren Spuren dieser Sekte nach, und ich möchte annehmen, daß ihm selbst der Glaube der Hypsistariet nahe kam, wenigstens scheint sein Lebenswerk auf eine große und schöne Weise über ein halbes Jahrhundert hin diesem Glauben an das Beste und Vollkommenste gedient zu haben.

Was der Auswahlband dem Leser darbietet, sind Gelegenheitsarbeiten, die ihren Wert und ihren Rang durch die geistige Haltung und die menschliche

Größe ihres Verfassers empfangen, in dem sich Weltmann und Sammler, Liebhaber und wohl auch Forscher auf schöne Weise vereinen. Dem Bilde Kippenbergs aber fehlte ein Zug, vergäße man den überlegenen und versöhnenden Humor, der immer wieder in den verschiedensten Formen zutage tritt, so etwa in der Traumerzählung, die er dem Gedächtnis des Thomaskantors Karl Straube widmete und die gleichzeitig zeigt, welch ein erlauchter Menschenkreis sich im Hause in der Richterstrasse zu treffen pflegte. Sprühender noch und aufschäumender zeigt sich dieser Humor in der entzückenden Prosa «In memoriam Emil Meyer-Stallupönen», die eine Parodie auf die bibliophile Sammelwut darstellt.

Die menschliche Größe aber bewährte sich zuletzt in der Art, wie Katharina und Anton Kippenberg den äußeren Untergang ihres Lebenswerkes trugen. Kein Wort der Klage oder der Anklage ist vernehmlich, wohl aber ein tiefes Gefühl der Erschütterung, eine metaphysische Trauer, ein Wissen, daß in diesen Jahren mehr zusammenstürzte als ein Verlagshaus und ein gastliches Bürgerhaus. Immer wieder vernehmen wir indessen auch jetzt noch ein Bekenntnis des Dankes für all das, was ihnen in einem reichen Leben von Menschen und Mächten zuteil wurde. Aus Carossas Worten erfahren wir, wie Katharina Kippenberg auf ihrem schweren Krankenlager sich bis in ihre letzten Tage mit der Deutung von Rilkes Werk beschäftigte; schlagen wir aber die Reden und Schriften Anton Kippenbergs auf, so finden wir dort am Schluß die Ansprachen, die er am 28. August 1949 zu Ehren Goethes in der Stadthalle in Weimar und in der Fürstengruft hielt. Es war das letztmal, daß Kippenberg in der ihm teuren und geweihten Stadt weilte. Hält man neben diese Reden den Aufsatz, den der junge Mensch 1896 über das Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar schrieb, dann wird man erkennen, wie sein Leben ein halbes Jahrhundert hindurch unter diesem höchsten Stern der Deutschen stand, wie es sich wandelte, ohne sich selbst zu verlieren, wie es immer neu aufbrach, um dem *Geist* zu dienen, auch nach den schwersten Zusammenbrüchen noch. Wer so dient, dessen Werk wird unvergessen bleiben. Otto Heuschele

## FRITZ ERNST: DER HELVETISMUS

Von Otto Basler

Den Titel zu diesem Büchlein<sup>1</sup>, das dem offenen Geheimnis der geistigen Einheit in der Vielfalt unseres Staatswesens in der Form einer exakten geistesgeschichtlichen Strukturuntersuchung auf den Grund geht, entnahm der Verfasser einer Kapitelüberschrift — «*L'Helvétisme*» — in der Gottfried-Keller-Dissertation von *Fernand Baldensperger* aus dem Jahre 1899. Dankbar erinnern wir uns in diesem Zusammenhang an Fritz Ernsts dreibändige Essay-Sammlung (Fretz & Wasmuth, 1946), dieses kostbare geistesgeschichtliche Kompendium, dessen erster Band 22 Aufsätze «zur schweizerischen Geistesgeschichte» enthält — lauter Arbeiten, die sich mit Teil- und Zwischengebieten des als Oberbegriff zu betrachtenden Helvetismus, vornehmlich mit geistesgeschichtlich bedeutenden Gestalten vergangener Jahrhunderte befassen, mit Persönlichkeiten und Stoffen, die unsere spezifisch helvetische Kultur auf edle

<sup>1</sup> Fritz Ernst: Der Helvetismus. Einheit in der Vielheit. Fretz & Wasmuth, Zürich.



Art vertreten und vermitteln. Die vorliegende Studie überschneidet sich mit den vorangegangenen keineswegs, sie füllt Lücken, indem sie zwischen allbekannte, weniger genannte, im organischen Zusammenhang aber nicht minder wichtige Namen fügt und den Rahmen um den eigentlichen helvetischen Gedanken strenger und bewußter faßt.

Helvetismus bedeutet hier nichts anderes als das komplexe eidgenössische *Einheitsgefühl*, dies nicht bloß im geschichtlich-politischen, sondern zusätzlich auch im geistespolitischen und geistesgeschichtlichen Sinne. Dem *helvetischen* Einheitsgedanken und Einheitsstreben kommt ein vertiefteres und organisch umfassenderes Verlangen zu, als es der eidgenössische Staatsgedanke allein auszudrücken vermöchte. Und doch ist es nicht etwa ein Unitarismus, was Fritz Ernsts gedanklich und empfindungsmäßig so schön gerundeter und in seiner meisterlichen Schrift über die Jahrhunderte hin betrachteter Helvetismus meint; dieser ist die *Summe* der unsichtbaren und sichtbaren gemeinschaftbildenden und gemeinschaftserhaltenden Kräfte, die spezifische Form des schweizerischen gemeinschaftlichen, menschlichen und geistigen *Seins* und *Fühlens*. Der Helvetismus *bedarf* der Vielgestalt, er *bedarf* der «zweiundzwanzig souveränen Völkerschaften», der Vielheit der «Sprachen, Konfessionen, Regionen», der Individualitäten. Er ist das *Grundgefühl* unseres staatlichen Wesens und Gebildes von Anfang an, das ungeschriebene Gesetz innerhalb jeder kantonalen wie der eidgenössischen Verfassung, und er bildet den geistigen Kern der Ermessensfreiheiten innerhalb der Gemeindegeseztgebungen. Freilich steht der Helvetismus nicht für sich allein; aber er ist die stimulierende, die am besten bindende Kraft von allen den eidgenössischen staatsbildenden geschichtlichen und politischen Kräften. Er hat auch den höchsten Flug, die stärkste menschlich-seelische Mitte. Der Helvetismus hat seine Geschichte und seine Psychologie. Fritz Ernst weist einleitend auf die *Humanisten* des 16. Jahrhunderts hin und führt ein Zitat aus *Gottfried Kellers* berühmtem ersten politischen Aufsatz aus dem Jahre 1841 an, «Vermischte Gedanken über die Schweiz», der gerade heute wieder von verblüffender Aktualität ist, weil er der echten und wahren helvetischen Gesinnung, Haltung und Empfindung streitbaren Ausdruck verleiht: «Es möchte nicht ganz unpassend für uns junge Schweizer sein, wenn wir in einer Zeit, wo man angefangen hat, unsere Nationalität zu bestreiten, wo man uns geistig zwingen will, unser Vaterland nicht als helvetisches, sondern als deutsches, als französisches, als italienisches zu lieben... bisweilen unsere Gedanken nach diesem Vaterlande richten und unsere Gefühle in dem großen Kampfe der Grundsätze, der gegenwärtig Europa bewegt, zu ordnen suchen.»

Der Helvetismus stellt eine *Geschichtssumme* dar, die sich in den Bundes- und Verfassungsbriefen zu bilden beginnt, als Ganzes ist sie «l'histoire d'un serment». Einen wesentlichen Bestandteil der alten Bundesliteratur bilden die gefühlsstarken *Kriegslieder*, denen weniger ihrer literarischen Qualitäten als ihres erlebnisdarstellenden und einheitsbildenden Gehaltes wegen erhöhte Bedeutung zukommt: «Den unumstößlichen Wert unserer Kriegslieder sehen wir in ihrer politischen Funktion: der Bildung eines Gemeinschaftsbewußtseins war die in den poetischen Kampfberichten übliche Nennung der verbündeten Kampfgenossen wie der früher vereint vollbrachten Taten ausgesprochen förderlich.» Auch die *Chroniken*, ursprünglich «Schreine zur Aufbewahrung unserer Kriegslieder» und zugleich «selbständige Organe eines sich mehr und mehr durchsetzenden Helvetismus in Prosa», stellen «ihres zahlenmäßigen wie ihres inhaltlichen Reichtums wegen einen außerordentlichen Nationalbesitz dar». Darüber hinaus aber vertiefen sie, wie die Lieder, «zum nationalen das



internationale Bild der Schweiz» (Scott, Grimmelshausen, Goethe, Schiller usw.)

Der integrierende Einfluß des *Humanismus* auf unsere Chroniken, erst allmählich schweizerisches Gepräge, schweizerische Haltung annehmend und trotzdem sein humanistisches Antlitz wahrend, kommt am stärksten in «Superioris Germanie Confoederationis Descriptio» (1479) des feingebildeten *Albrecht v. Bonstetten* zum Ausdruck. Durch *Heinrich Loriti* von Mollis, *Glarean* genannt, erfährt der helvetische Humanismus eine Steigerung. In seiner «*Helvetiae Descriptio et in laudatissimum Helvetiorum foedus Panegyricum*» (1514) feiert der damals sechsundzwanzigjährige Dichter und Vaterlandsfreund den großen Sieg bei Näfels; aus acht sind jetzt dreizehn Bundesglieder geworden, sie werden nicht mehr «Confoederati», sondern «*Helvetii*» geheißen, und, was ebenso bedeutsam wie bezeichnend ist: «das Lob des Ganzen folgt nicht mehr den Teilen, sondern geht ihnen voraus.»

Mit der Bildung und Nennung eines *Ganzen* wurde die *Herkommensfrage* wach, wobei Chronistik und Humanismus ihren bestimmten, ihren wissenschaftlichen und menschlichen Anteil haben. Die Neuentdeckung von Cäsars «*Bellum Gallicum*» setzte den abenteuerlich ausschweifenden, sagenmäßigen Ueberlieferungen ein Ende, indem sich daraus die Konsequenz ergab, daß die modernen Schweizer im *wesentlichen* mit den *antiken Helvetiern* gleichzusetzen sind. 1521 findet man «*Helvetier*» übersetzt mit «*Suisses*»; im 17. Jahrhundert schreibt der Kanzler *Montmollin* über die Grafschaft Neuenburg: «*Ce Pays faisait partie de l'ancienne Helvétie.*» Wichtig ist, daß sich dabei Welsch- wie Deutschschweizer auf dieselbe Herkunft berufen: «Es besteht dabei kein Unterschied im Bekenntnis zu den helvetischen Ahnen». Und: «Ebenso bemerkenswert ist dabei die Unwandelbarkeit des schweizerischen Geschichtsbildes vom Humanismus bis zur Aufklärung.»

Durch *Josias Simler*, neutestamentlicher Exeget am Zürcher «*Carolinum*», erhielt die Eidgenossenschaft ihre «Rechtfertigung als Staatswesen und als Staatsform». Sein «*De Republica Helvetiorum*» (1576) blieb «für die ganze Dauer der Alten Eidgenossenschaft deren politisches Handbuch». Dieses Werk stellt in seiner Gesamtheit, sowohl von seiner ethisch-psychologischen wie staatsgeschichtlich-politischen Seite her betrachtet, das erste umfassende Manifest eines geschlossenen, als Potenz auftretenden, nach innen wie außen wirkungsfähigen und wirkungsmächtigen Helvetismus dar.

Den gewaltigen, entscheidenden Schritt über die Tatsachen und Festlegungen des wichtigen *nationalen* Dokumentes dieses «Staatsrechtlers» hinaus tut siebzig Jahre nach dem Tode seines Verfassers *Johann Rudolf Wettstein*. Ihm gelingt es, die endgültige, auf Geschichte und Zeitwirklichkeit beruhende «Festlegung des Rechtsverhältnisses zum Reich», das heißt, die vollständige Loslösung von Deutschland zu erwirken, «daß vorerwehnte Statt Basel und übrige Eydgenössische Cantonen in besitz und gewehr völliger Freyheit und Exemption vom Reiche, und dessen Gerichten keins wegs underworffen seyen».

Neben den geschichtlichen und psychologischen, von Wettstein mit Bravour ausgewerteten Elementen stellt die *alpine Mystik* «eines der frühesten und beharrlichsten Elemente des Helvetismus dar». Gottfried Keller spricht im Grünen Heinrich sehr schön davon: «...die unsichtbare, in diesen Bergen schwebende Idee hat sich diese eigentümliche Nationalität zu ihrer Verkörperung geschaffen.» Auch die schweizerischen Humanisten Bonstetten und Glarean sind davon ergriffen, und nachfolgende große Zürcher Gelehrte, wie J. J. Wagner und J. J. Scheuchzer, wenden sich gleich jenen, ohne dabei ihre «Weltverbundenheit preiszugeben», der «Verkündigung eines alpin bestimmten

Helvetismus» zu. Die Alpen sind es, die Wesen und Charakter des Alpenvolkes, den «genius nationis», formten und den Eidgenossen stark und unbezwingbar machten. Aber wie der Riese Antäos seine Kraft verlor, wenn er der Berührung mit der Erde entmangelte, so hatte «die Mannhaftigkeit des Schweizers ihre Grenze im *Heimweh*». — Ueber dieses, sein Wesen, seine Auswirkungen und seine tiefe Bedeutung gibt eine wertvolle besondere Publikation Fritz Ernsts ergreifende Auskunft. — Scheuchzers «*Uresiphonites helveticus*» (1808) bildet eine «Hauptquelle von Schillers *Wilhelm Tell*».

Neben Zürich hat auch *Bern* an der Bildung des Helvetismus seinen bestimmten Anteil und eine ganze Reihe namhafter Vertreter eines bedeutenden helvetischen Schrifttums aufzuweisen, das in der großen Gestalt *Albrecht v. Hallers* seinen Gipfelpunkt erreicht. Sein monumentales Lehrgedicht «*Die Alpen*», getragen von einer «über jede Schwäche triumphierenden Ethik», verkündet «mittels peinlicher Richtigkeit ewig Wahres», nämlich das «schöpfungsmäßige Leben» des Aelplers, das diesem von der Schöpfung selbst «zum menschheitlichen Beispiel» ans Herz gelegt worden ist.

Albrecht v. Haller bildet das Bindeglied zu dem Bern naheliegenden Welschland. Hier war es bereits die Reformation gewesen, die eine «entscheidende Brücke des Verständnisses hinüber und herüber» geschlagen hatte. Das «geistige Hineinwachsen des Welschlands in die Eidgenossenschaft» wurde zunächst von einigen *Waadtländern* gefördert. *Abraham Ruchat*, der das Beispiel «restloser Verschweizerung eines Welschen» bildet, schrieb «*Les délices de la Suisse*» (1714); er ist der Mann, der ein starkes Verlangen nach brüderlicher Annäherung der Schweizer welscher und deutscher Zunge trägt: «*Par le moyen de cet Ouvrage les Etrangers pourront connaître à peu près à fond la constitution de la Suisse et les Suisses eux-mêmes ne seront plus étrangers chez eux.*» Beinahe völlig vergessen ist der andere Waadtländer, *Gabriel Seigneux de Correon*, der «*Orphée helvétique*». Ihm bedeutete die Schweiz eine «lebendige Erfahrung», und in seinem «*Voyage fait à la fin de juillet 1736 dans les montagnes occidentales du Pays de Vaud*» kommt ein schweizerischer, das Größte wie das Kleinste einbeziehender «Allgemeinsinn» zum Ausdruck. Der dritte der von Fritz Ernst erwähnten Waadtländer ist der weniger vergessene *Philippe-Sirice Bridel*, der einen Gedichtband «*Poésies Helvétiennes*» (1782) und eine dazu gehörende kommentierende Abhandlung «*Sur la poésie nationale*» schrieb. Er beruft sich nicht auf verschiedene Sprachen, Kulturen, Stämme, sondern auf den *einheitlichen Menschenschlag* der «*Suisses*».

Das Verdienst *Neuenburgs* um den Helvetismus tritt in den 158 Bänden des «*Mercure Suisse*» hervorragend in Erscheinung. Das Blatt war von einer «eigentümlichen Nationalharmonie» beseelt und diente in seiner Aufgeschlossenheit und Weltfähigkeit dem «Geiste des Helvetismus». Im Einvernehmen mit der «*Helvetischen Gesellschaft*» und der «*Oekonomischen Gesellschaft*» stehend, brachte diese Wochenschrift Würdigungen von Haller, Geßner, Hirzel, Lavater, Zimmermann, Pestalozzi, und stellte samt ihren «*Eloges*» ein schöpferisch bindendes Gleichgewicht zwischen Deutsch und Welsch her.

Wettstein aus der Grenzstadt Basel hatte gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts den größten *praktischen* Beitrag für die als «*Einheit aufgefaßte Schweiz*» geleistet, und *Jean-Jacques Rousseau* aus der Grenzstadt Genf leistete diesen nach der Mitte des 18. Jahrhunderts in *theoretischer Form*. Fritz Ernst bezeichnet Rousseau nach reiflicher Prüfung seiner innern und äußern Verhältnisse als den «*konsequentesten Propagandisten*» der Schweiz in seinem Zeitalter und weit darüber hinaus.

Die Ursachen zum Untergang der Alten Eidgenossenschaft und das Unge-

deihliche der Helvetik sind von Fritz Ernst in einen vortrefflich formulierten Satz gefaßt: «Die Katastrophe unseres Ancien Régime beruhte darauf, daß die patriotischen Bestrebungen des 18. Jahrhunderts nicht institutionell — das Unglück der Helvetik darauf, daß ihre Institutionen nicht Gesinnung werden konnten.» Obwohl die Helvetik den «Geist des Helvetismus» mißverstand, ist ihr das große Verdienst zuzubilligen, «innerhalb unserer Grenzen die moderne Rechtsstellung des Individuums verkündet und damit unsre Verfassungsentwicklung seit anderthalb Jahrhunderten erst ermöglicht zu haben».

Und nicht zu vergessen ist: «in ihrem Vollzug entstand auch der *Tessin* als Staat eigenen Gesetzes im Bund der Eidgenossen.» Da ist es vor allem *Stefano Franscini*, der vom Verfasser nach Verdienst und Bedeutung ins Licht gehoben wird, der Mann, der 1837 in seiner Monographie «*La svizzera italiana*» von den Luganesern geschrieben hatte: «*si chiariscono liberi, ma risolti di far causa comune colla Svizzera*» — und der durch seine «*Statistica della Svizzera*» zum «Schöpfer eines tessinischen Helvetismus» wurde. Der hervorragende tessinische und später schweizerische Staatsmann krönte «als erstes tessinisches Mitglied des schweizerischen Bundesrates sein und zugleich des Vaterlandes Wachstum». Wie die Helvetisten «traditionell sich apologetisch mit den gleichsprachigen Nachbarn jenseits der Bundesgrenze auseinanderzusetzen pflegen», so fühlte sich Franscini berufen und verpflichtet, den Italienern, vorab Silvio Pellico, als Entgegnung zuzurufen, «es verkenne die Wahrheit, wer da nicht sehe, *daß unser Vaterland eine Nation umschließt*».

Mit dieser klangvollen Manifestation eines unsrer Besten beschließt Fritz Ernst seine «denkbar rasche Uebersicht» und läßt sie ausklingen in das Wort Ciceros: «Mir nämlich scheint niemand wahrhaft gelehrt zu sein, er wisse denn Bescheid im eignen Hause.»

Ein Nachwort und Quellenverzeichnis erteilen erweiterte Auskunft und geben Hinweise, die im Text der sehr schön aufgemachten Schrift nicht Aufnahme finden konnten. Zusätzlich sei recht ausdrücklich auf Fritz Ernsts tiefgehenden und aufschlußreichen Aufsatz «Der Ursprung der Menschenrechte» (1939) in *Essais*, III. Band, hingewiesen, dessen Inhalt in manchen Dingen allgemein geistesgeschichtlicher Natur mit der speziellen Genealogie des Helvetismus innige Berührungspunkte aufweist.

Der vorzüglichen Schrift des Zürcher Literatur- und Kulturgelehrten Professor Ernst läßt sich nichts wegnehmen und nichts hinzufügen — beides würde ihrer kostbaren klassisch-essayistischen Form Schaden antun. Der verantwortungsbewußte Leser spürt, was er von dieser makellosen Arbeit zu halten hat: sie verdient den Dank eines jeden Schweizers. Man möchte sie als helvetisches Lehr- und Lerngut in der Hand jedes Lehrers, Mittelschülers und Studenten wissen.